

Sein ziemlich hoher Hügel besteht noch jetzt und enthält mancherlei Reliquien. Immerfort kommen aus ihm durch Nachgrabungen Ringe, Pferdegebisse, Schnallen und Waffenstücke ans Tageslicht. Nach geschichtlicher Überlieferung stand hier die Schanzenburg des Fürsten Zalán, als die Magyaren einwanderten, und auf dem Gefilde von Apár erfocht Árpád an der Spitze seiner Kriegsscharen den entscheidenden Sieg, dessen Preis die neue Heimat war. Das zersprengte Kriegsvolk Zaláns warfen die Magyaren in die Rohrsümpfe der Theiß; mit seinem Heere verlor Zalán auch sein Land.

Oberhalb Apárs, dort, wo die Schlacht aller Wahrscheinlichkeit nach stattgefunden, erstreckt sich die Sandfläche beinahe bis an die Theiß hinab und gehört zur Gemarkung der Stadt Kecskemét. Das betriebssame Volk von Kecskemét setzt mit seinen Producten an dieser Stelle auf das jenseitige Gebiet über, wohin es namentlich Kraut, Kartoffeln, Obst und dergleichen führt. Die Überfuhr befindet sich bei Tisza-Ugh; sie mußte verlegt werden, als man der Theiß ein neues Bett grub. Früher hatten die Kecskeméter ihren Landungsplatz bei der Szikraer Csárda, aber in jenem Flußarm fließt jetzt kein Wasser mehr.

Bei der Szikraer Csárda steht ein Sandhügel, die größte Erhebung in dieser Gegend; von ihrem Gipfel aus öffnet sich eine Aussicht von seltener Schönheit, wie sie sich vielleicht im ganzen Alföld nicht wieder findet, denn sie umfaßt bei schönem Wetter die Kirchthürme von zehn bis zwölf fernen Ortschaften.

Die Puszten.

Einige wagrechte Linien in verschiedenen Tönen von Grün, eine halbverfallene Csárda (Wirthshaus) mit windschiefen Lehmwänden und vermorschtem Rohrdach, dann ein trübseelig gen Himmel starrender Brunnenschwengel: dies ist das Bild der Puszta, wie es der Städter kennt. Ein zu trockener Stoff, um sich dafür zu begeistern; es fehlt darin alle malerische Abwechslung, selbst die Phantasie findet da kaum etwas, woran sie sich klammern könnte; und über alledem ausgebreitet liegt eine graue Wolke unendlicher Längeweile. Und dennoch wird diese Puszta immer wieder von den Dichtern besungen; die poetische Einbildungskraft erfüllt sie mit wunderbaren Reizen; wer zum ersten Male ihren Umkreis betritt, hegt die Erwartung, es würden sich Feenhaine vor seinen Augen aufthun.

So aber ist die Puszta keineswegs beschaffen.

Ihre Schönheit ist einfach geartet wie die des Meeres: sie ist die Unendlichkeit. Da ist nichts, wodurch der Rand des Sehkreises ausgezackt erscheinen könnte, ohne die geringste Scharte lagert sich ihm ringsum der Rand des Himmelsgewölbes auf. Der Blick reicht so weit in die Runde, wie vom Verdeck eines Schiffes: statt der Wellen des Wassers sieht er

hier die Saat wogen und das grüne Gras. Hier und da in weiter Ferne, dem Mastbaum eines Schiffes ähnlich, steigt der Kirchturm einer Stadt, eines Dorfes in die leere Luft.

Was ist denn nun aber die Puszta? Ein untergegangenes Dorf. In den meisten Fällen ist sie wirklich nichts Anderes. Wer die Pusztenflächen durchstreift, findet an gar manchen Orten die Trümmer der einstmaligen Kirche, oder eine Stelle, von der die Alten räumen: hier hat einst die Kirche gestanden. Und wer im Buche der Geschichte blättert,



Überfuhr bei Tisza-Ugh.

erfährt, daß da und dort, wo heute nur eine Puszta zu finden, irgend einmal unter dem gleichen Namen eine blühende Gemeinde bestanden.

Von der Budapest-Czegléder Eisenbahnlinie bis hinab nach Kis-Kőrös und Galas auf einer Fläche von 2.600 Quadratkilometer liegt eine Puszta neben der anderen. Das Gebiet ist größer als so manches Comitat. Dies ist die größte Pusztenfläche des Landes. Bótharasz, Dános, Mike-Buda, Batha, Bac, Hernád, Bene, Lajos, Udacs, Baracs, Beszér, Carlófar, Balázs, Agasegyháza, Ballószeg, Kőncsög, Szent-Imre, Drgovány, Páhi, Bócsa, Kaslanyu, Bugacz u. s. w. bilden eine einzige zusammenhängende Pusztenstrecke, die nirgends von einem Dorfe unterbrochen ist. Aber auf dieser weiten Fläche haben die meisten Puszten noch jetzt ihre Kirchen, wenn diese auch in Trümmern liegen.

In Pótharasz, Bacs, Szent-Imre stehen die Mauern noch heute, während in Mife-Buda, Galom, Batya nur noch zerstreute Backsteine die Stelle bezeichnen, wo vor nicht allzu langer Zeit noch Ruinen sichtbar waren, anderwärts dagegen schon vor dreißig Jahren die letzte Spur der verschollenen Gemeinde dem Boden gleichgemacht wurde. Mitunter hat sich ein Name erhalten, wie „Kirchenhügel“ oder „Kirchenfeld“, um die Erinnerung an das untergegangene Dorf zu bewahren. Und dies findet sich nicht nur im Pester Comitatz. Auch auf den Puszten des Bekéser oder Biharer Comitatz, z. B. in Kót, Trász, Bucsa, Békemegyer, Dobozmegyer sind die Ruinen der verfallenen Kirchen und Klöster noch vorhanden und geschichtliche Urkunden bezeugen, daß an diesen Stellen, welche jetzt Puszten sind, ehemals Städte und Dörfer gestanden.

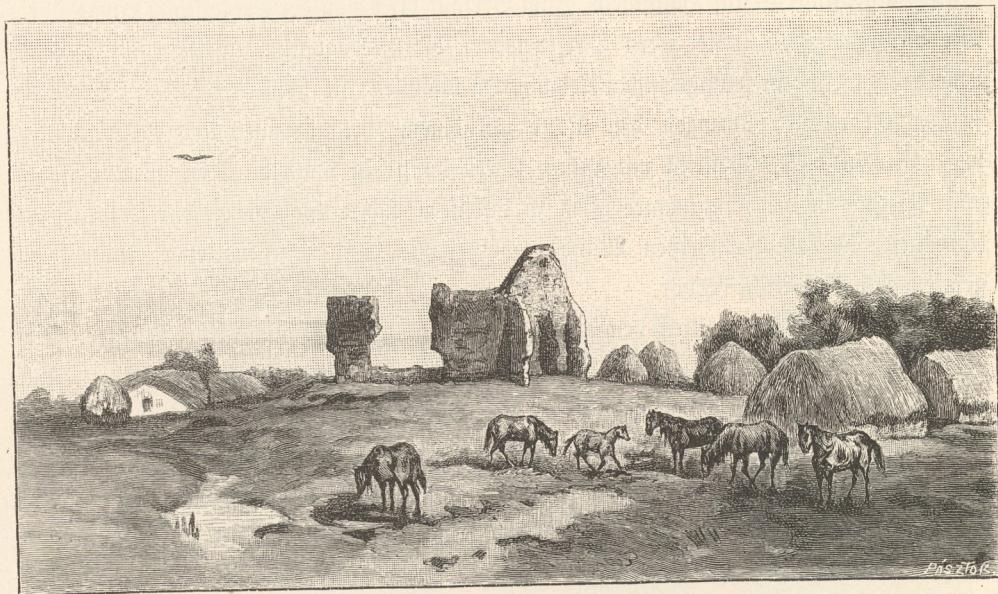
Eine solche verfallene Kirche heißt im Munde des Volkes „puszta-templom“, was wir des bezeichnenden Ausdruckes wegen mit „Pusztentempel“ übersetzen wollen, obgleich das Volk darunter eine verödete Kirche versteht, denn „puszta“ bedeutet als Beiwort „öde“. Und in diesem Sinne von „öde“ wird das Wort auch oft in Ortsnamen gebraucht. Puszta-Kocsér, Puszta-Pó, Puszta-Dán-Szent-Miklós, will also besagen: das verödete Dorf Kocsér, oder das verödete Dán-Szent-Miklós.

Auch ihre besonderen Grenzmarken hat jede Puszta, selbst wenn sie das Eigenthum irgend einer Stadt oder irgend welcher Privaten bildet. Die Puszta Nyársapát z. B. grenzt an die Stadt Nagy-Körös und die Felder von Nyársapát gehören zumeist Bürgern jener Stadt, aber trotzdem bilden Stadt und Puszta gesonderte Gebiete. Zwischen ihnen verläuft der Grenzrain, an dem einerseits das Gebiet der Stadt aufhört, andererseits das der Puszta beginnt, obgleich das Feld diesseits und jenseits vielleicht demselben Besitzer gehört. Auch dies bekundet noch, daß die heutige Puszta ehemals eine selbständige Gemeinde gewesen; die Ursache zur Grenzcheidung besteht jetzt nicht mehr, wohl aber die Grenzcheide selbst, als ein Vermächtniß der Vergangenheit. Das Volk selbst drückt diesen Unterschied mit aller Schärfe aus. „Ich gehe auf die Tanya (Gehöft) hinaus“, sagt er, wenn die Tanya auf städtischem Gebiet liegt, aber im anderen Falle: „Ich gehe auf die Puszta hinaus.“

Die Puszten sind meist zur Zeit der türkischen und tatarischen Verwüstungen entstanden; der größte Theil nach der Katastrophe bei Mohács. Als die Türken im Jahre 1529 bis unter die Wälle Ofens vordrangen und dann auch das Land zwischen Donau und Theiß durchzogen, da verbrannten sie unterwegs alle Dörfer, die sie gar nicht zu belagern brauchten, da Niemand dieselben vertheidigte; sie schleppten die Blüte der Bevölkerung in die Slaverei, zersprengten den Rest nach allen Richtungen und ließen unbewohnte Einöden hinter sich. Bis auf den heutigen Tag ist ein großer Theil dieser Dörfer nicht wieder aufgebaut worden und daher rührt es, daß auch jetzt die bedeutendsten und ausgedehntesten Puszten sich im Lande zwischen Donau und Theiß befinden. Herren

und Knechte flohen in die weite Welt und während der langen Türkenherrschaft suchte Niemand sein Recht in diesen verheerten Dörfern; er hätte es ja umsonst gesucht. Die türkischen Paschas verfügten über die Ländereien, als über ihr Eigenthum. Einzelne Städte kauften ihnen den Grund und Boden einzelner verwüsteter Dörfer um gutes Geld ab, ohne Rücksicht darauf, wem derselbe früher gehört habe. So kaufte z. B. Nagy-Körös das Gebiet von Bótharasz, das noch jetzt der Stadt gehört.

Die Bewohner einzelner Städte besaßen ihre Puszten bis in die neueste Zeit herauf als gemeinsames Eigenthum; hier und da ist dies noch jetzt der Fall. Besonders die Städte



Pusztentirche zu Szent-Király.

der Rumänen und Jazygen besaßen deren viele und diese lagen oft recht weit entfernt vom Gebiet der Gemeinde. Noch vor dreißig Jahren verwalteten solche Gemeinden ihre Puszten in derselben Weise, wie Debreczin die Hortobágy verwaltet. Die Bürger der Stadt durften im Verhältniß zu ihrem Grundbesitz Vieh auf die Weide der Puszta schicken. So waren z. B. Agasegyháza und Jakabszállás Eigenthum der kleinfumanischen Städte, während die Puszten Mikse, Bene und Lajos den jazygischen Städten gehörten. Da übersommerte und überwinterte denn das Jungvieh der städtischen Bürger. Der Landwirth schickte die Mutterkuh sammt dem Kalbe mehrere Meilen weit auf die Puszta hinaus und sah beide manchmal zwei Jahre lang nicht wieder. Die Puszta hatte abgesonderte Triften für die Rinderherde, das Gestüt, die Schafherde.

Seitdem haben sich diese Zustände meist geändert, wie ja auch das gesammte landwirthschaftliche Leben. Ein intensiverer landwirthschaftlicher Betrieb wurde möglich und

auch nothwendig. Die Lebensbedürfnisse steigerten sich und dergleichen die Anforderungen des Staates an den Einzelnen; es galt also auch die Production zu steigern. Aber zugleich machten die nach allen Richtungen gebauten Eisenbahnen es möglich, das erzielte Getreide zu verkaufen.

Heute ist die Puszta nicht mehr, was sie war. Wer etwa die Strecke zwischen Donau und Theiß vor vierzig Jahren gekannt, würde sie heute nicht mehr erkennen. Damals war die Puszta von der Pest-Uzgleder Eisenbahnlinie hinab bis Majsa und Galas überall bloßer Weidgrund. Kein Baum, keine Tanya war da zu sehen. Hier und da wurde etwas Weniges gepflügt — auf Halbseid. Zum Verkauf blieb von der Ernte kaum etwas übrig. Die Bewohner der umliegenden Dörfer waren die Halbbauern, nur selten die Pusztenbewohner, welche in selbstgebauten Lehmhütten wohnten; sie höhlichten nämlich eine Grube in der Erde aus, umzogen den Rand mit einem Geländerzaun aus Weidenruthen, verschmierten dieses Geflecht mit Lehm, legten dann ein Dach darüber, nicht ohne ein paar Fenster in der Feuermauer offen zu lassen, und das Wohnhaus war fertig. Heute schimmern überall die weißen Wände wohlgebauter und reingehaltener Tanyas aus grünem Akaziendickicht hervor.

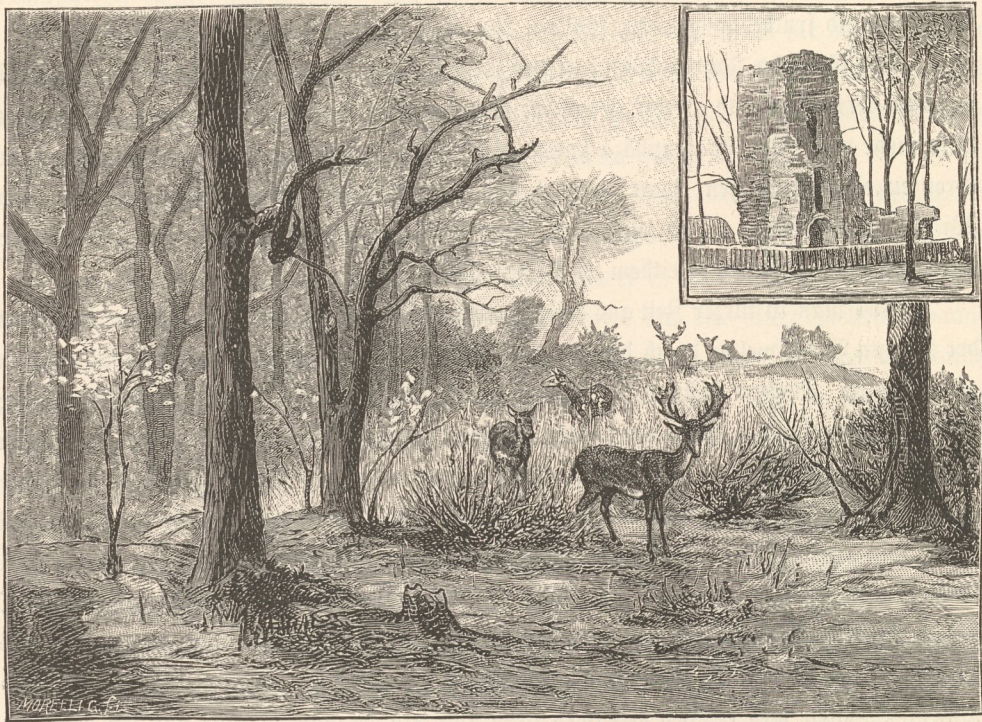
Die Städte vertheilten den gemeinsamen Pusztenbesitz unter ihre Bürger. Diese verließen dann entweder die Stadt, bauten sich mitten in ihrem Feldantheil eine Tanya und bezogen dieselbe mit der ganzen Familie, oder sie konnten sich von der Stadt nicht trennen und verkauften jene Felder an Unternehmungslustigere. Um die Tanyas her entstanden Gemüsegärten, wohl auch Obstpflanzungen, ja sogar Weingärten. Die einzelnen Ackerstücke wurden mit Gräben umfangen und in diesen oder längs ihrer Böschungen Reihen von Akazien gepflanzt.

Vielfach — besonders im Pester Comitath — zogen selbst die größeren Grundbesitzer auf die Puszta hinaus, wo sie sich Maierhöfe und Wohnhäuser bauten, um dort Sommer und Winter verbringen zu können.

Manche Puszten sind in Bezug auf Cultur und Bewirthschaftungssystem heute sogar diesem und jenem städtischen Gebiete voraus. Der städtische Bürger hält sich wenig auf der außen gelegenen Tanya auf. Er geht wohl zur Zeit der Hauptarbeiten hinaus, sein ständiger Wohnsitz aber bleibt die Stadt. Er wendet nicht seine ganze Sorge der Tanya zu. Er kümmert sich nicht viel um ihre Verschönerung. Der Pusztenbewohner dagegen wird schon durch die Nothwendigkeit hiezu gezwungen. Er kann nicht zwei oder drei Stunden weit in die Stadt hineinlaufen, wenn er ein Stück Holz braucht, daher pflanzt er sich das lieber draußen. Auch Obstbau treibt er, da er in der Nähe keinen Obstmarkt findet. Aus demselben Grunde muß er sich einen Garten anlegen. Freilich besteht sein Obstgarten nur aus etlichen Weichsel-, Aprikosen-, Pfäulen- und Maulbeer-

bäumen (Kirschen-, Apfel-, Birnen- und Nusz-bäume sind seltener); in seinem Gemüsegarten aber kommt wenig mehr vor als Kraut, Kürbisse, Gurken, Melonen, Petersilie, gelbe Rüben, Paprika, Zwiebeln und Bohnen, während Erbsen, Linjen und dergleichen seltener zu finden sind.

Die zahlreichen Tanyas, Gärten und noch zahlreicheren Bäume bilden jetzt auf den Puszten schon förmliche Haine, welche in dichter Reihe aufeinander folgen. Dort, wo vor dreißig Jahren der Weg durch magere Schafweide führte und oft an die fünfzig



Der Wald von Baes mit Damwild. Pusztenkirche.

Wagenspuren nebeneinander zu sehen waren, ziehen jetzt feste Straßen dahin zwischen Gräben, von deren Böschungen herab Akazienreihen ihren kühlen Schatten, und zur Blütezeit auch ihren köstlichen Duft spenden. Selbst Strecken, welche früher unbestritten dem Flugande gehörten, hat die Cultur sich größtentheils unterworfen.

Als man zuerst daran ging, die Sandflächen aufzuackern, schien es, als drohe dadurch auch dem mehr gebundenen Boden eine Gefahr. Der durch den Pflug aufgewühlte Sand wurde zum Spielball des Windes, der ihn nach Belieben aufgriff und anderswo wieder verstreute. Dichte, gelbgraue Staubwolken verfinsterten den Himmel und wälzten sich zusehends heran. Der feinkörnige Sand flog mitunter meilenweit umher. Auf große

Entfernungen gab es keinen Baum, ihn in seinem Fluge aufzuhalten. Wo er einen Baum, oder auch nur einen Grabenrand traf, da schlug er sich in dünnen Schichten nieder, die dann Jahr um Jahr dicker wurden. Wo er auf junge, nur wenige Tage alte Saat stieß, da fengte er sie am Halm ab und am nächsten Morgen stand die zarte Pflanze verschrumpft, verdorrt da. Gegenwärtig hindern an den meisten Stellen die vielen Bäume den Wind, sich des Sandes zu bemächtigen. Auch haben die Leute gelernt, den Boden vor dem Pflügen mit langhalmigem Stroh zu bestreuen, an dem der Sand seinen Halt findet. Überdies wird fleißig gedüngt. Das fortgesetzte Düngen hat den Sand nicht nur gebunden und fruchtbar gemacht, sondern ihm auch eine dunklere Farbe verliehen.

Seit fünfzehn Jahren kommt in der Gegend von Bótharasz und Batya, wo sonst in jedem Frühling und Herbst gewaltige Staubwolken ihr Unwesen trieben, dergleichen nicht mehr vor. Bei Nyáregyháza hatten die Grafen Beleznay irgend einmal längs ihrer Grenzen einen einfachen Zaun gezogen, um ihr Besitzthum zu Dános gegen den vom Winde einhergefegten Sand zu sichern. Der Sand machte an dem Zaune Halt, bildete nach und nach Hügel und seitdem ist Dános sandfrei.

Was man in kurzer Zeit aus einer Puszta machen kann, das sieht man am besten an der Puszta Bacs, welche durch die Koháry'sche Erbschaft herzoglich Coburg'sches Eigenthum geworden ist. Ehedem bestand daselbst ein Dorf, das durch die Türken vernichtet wurde; die Einwohner fanden sich später wieder zusammen und übersiedelten mit ihrem Geistlichen nach Nagy-Körös. Alles war Wüstenei. Mit Ausnahme des Waldes bestand die ganze Fläche von 18.000 Joch aus lauter Sandhügeln. Die Leute von Kecskemét hatten den Pacht (ein dortiger Bürger Namens Johann Kalocsa war einstmal's Pächter des ganzen Gebiets und bezahlte dafür Alles in Allem 55 Thaler und ein Paar mit Taffet gefütterte, karmoisinrothe Stiefel), sie benützten das Ganze als Weidgrund. Erst im Jahre 1837 übernahm die herzogliche Familie die Puszta in Hausbetrieb. Damals bot sie ein paar tausend Schafen und etlichen Schäfern Nahrung, ein Wohnhaus war auf ihr nirgends zu finden. Alles mußte von Grund auf begonnen werden. Da hieß es die Macht des Windes brechen, das Weideland in Acker verwandeln, von weither Arbeitskräfte holen, Wohnhäuser und Wirthschaftsgebäude errichten. Und all das geschah, und zwar mit wunderbarem Erfolge. Heute ist die Puszta in neunzig große Tafeln abgetheilt (die Wälder ausgenommen) und zwischen den Tafeln ziehen breite, zur Viehweide geeignete Straßen dahin, beiderseits mit fünf- bis siebenreihigen Akazienalleen eingefast, welche als Windfänge dienen. Die Felder werden regelmäßig bewirthschaftet, und in dem Sande, den einst der Wind von Ort zu Ort trieb, gedeihen jetzt Kaps, Weizen, Tabak und Luzerne. Mitten auf der Puszta steht eine Dampfmühle, um das Getreide zu mahlen, und eine Spiritusbrennerei, um die Kartoffelernten zu verwerthen. Ein schönes Gestüt, dessen

Pferde wegen ihres leichten Ganges berühmt sind, eine Rinderherde von Csáky'scher Zucht, eine Schweineherde und eine edle, fast 10.000 Stück zählende Schafherde beleben die Weidegründe. Der Eichenwald enthält einen werthvollen Wildstand von etwa 300 Stück Damwild und eine große Menge von Fasänen. Die Einwohnerzahl beträgt jetzt 1872 Köpfe. Die Besiedlung hat von den Comitaten Sáros, Zemplén, Árva, ja von Galizien her stattgefunden, aber die Sprache der Leute ist jetzt die magyarische. Sie haben ihren eigenen Richter und Notar, denn sie bilden eine Großgemeinde, ihren eigenen Seelsorger mit eigener Kirche, auch eine Schule mit zwei Lehrern. Sogar ein Postamt hat diese Puszta und darin eine Postsparkasse, deren jährlicher Umsatz an die 30.000 Gulden beträgt. — Wie gesagt, die Puszta ist aus einem Dorfe entstanden. Die Cultur macht sie wieder zum Dorfe. Unserer Zeit ist die Aufgabe zugefallen, diese Umwandlung zu bewirken und die Veräumnisse von drei Jahrhunderten gut zu machen.

Das Werk der Vernichtung war rasch gethan. Eine türkische Schar brauchte in einem Dorfe nur ein paar Stunden lang zu sengen und zu plündern, um es für Jahrhunderte zur öden Puszta zu machen; nun aber dauert es Jahrhunderte, bis die vielen Ruinen wieder als Gebäude dastehen und neue Dörfer auf den alten Stellen erwachsen werden, um Zeugniß abzulegen von der Kraft, der Entwicklung, dem Gedeihen der Nation. Küstig geht die Arbeit vorwärts. Die geeignetsten Colonisten sind in dieser Hinsicht unstreitig die Tazygier und Rumanier, die laut dem Zeugniß der Geschichte am längsten das Nomadenleben geführt, am spätesten sich in Städten niedergelassen haben. Die Gemeinden Kerekegyháza, Jász-Kara-Tenő, Lajos-Mizse sind hervorragende Proben ihrer colonisatorischen Fähigkeit. Wie es dabei zugegangen, sei wenigstens an einem Beispiele gezeigt.

Lajos-Mizse war noch vor zwanzig Jahren eine vollkommene Einöde an der Budapest-Kecskeméter Landstraße, einerseits von Kecskemét und Nagy-Körös, anderseits von Puszten begrenzt, Eigenthum des Compoffessorats von Jászberény, wie das anstoßende Bene den Jászladányern gehörte. Das Gebiet Weider bildete etwa 50.000 Joch bloßer Hutweide. Ein Pusztenrichter, von der Stadt Jászberény delegirt, stellte die höchste Obrigkeit vor. Die Bürger der Stadt besaßen den Acker gemeinsam und benützten ebenso die Weide. Der Boden ist zum Theil sehr fruchtbar, aber auch dieser Theil wurde nicht bestellt. Die Pferde hatten ihre eigene Weide, dergleichen die Rinder- und die Schafherde. Jeder Bürger von Jászberény durfte im Verhältniß zu seinem im Orte befindlichen Grundbesitz Vieh auf die Weide schicken. Der Boden der Puszta war eigentlich die Appertinenz des städtischen Grundes von Jászberény. In ihrem ganzen Bereiche gab es, außer dem Hause des Pusztenrichters und den Hütten der Hirten, kein anderes Gebäude, als einen großen Gasthof an der Landstraße. Vor der Eröffnung der Eisenbahn reisten

nämlich die Leute aus dem ganzen Banat, aus Arad, Szegedin und Kecskemét auf dieser Landstraße nach Pest und von da nach Wien. Dieser Gasthof war die letzte Station, von wo man, selbst mit schweren Lastwagen, in einem Tage nach Pest gelangen konnte, daher auch stark besucht. Der Gast konnte jederzeit Unterkunft finden (es waren etwa sechzehn eingerichtete Zimmer vorhanden), dergleichen die Fuhrleute, die mit ihren ankommenden, abfahrenden und Rast haltenden Fuhrwerken einiges Leben in die Gegend brachten.

In den Sechziger-Jahren vertheilten die Jászberényer den Grund und Boden unter sich, nach dem Verhältniß ihres Besitzes. Wer innerhalb der Gemarkung mehr besaß, der bekam auch mehr von der Puszta. Das Ganze wurde vermessen und parcellirt, dabei noch Raum gelassen für die zu erbauende Ortschaft. Das Terrain wurde zwar nicht gut gewählt, da man die besseren Felder zu Ackerland bestimmte und nicht mit Häusern verbauen mochte, aber trotzdem kam das Dorf nach und nach zustande und auch eine schmucke Kirche wurde gebaut. Ein Theil der Städter haute sich draußen auf der Puszta seine Wohnhäuser und nahm dort seinen bleibenden Wohnsitz. Manche machten sich im Dorfe selbst ansässig, Andere errichteten auf ihrem Feldantheil eine Tanya und blieben da wohnen.

Wo vor dreißig Jahren nur etliche Hirten und der Pusztenrichter sich aufhielten, da wohnen jetzt sechstausend Menschen. Mitten auf der Puszta ist eine blühende Gemeinde entstanden und die Zahl der Tanyas allein beträgt 539. Wo man vor dreißig Jahren den Boden nur als Weidgrund zu verwerthen wußte, wird jetzt fünfzehn Gulden Pacht für das Joch gezahlt. Die Bevölkerung gehört zu der betriebsamsten im Alföld. Sorgfältig baut sie ihr Feld und versorgt mit dem Überschuß ihrer Producte den Markt von Kecskemét, dessen Bewohner doch selber betriebsam genug sind. Einen Beweis für den praktischen Sinn der Leute bietet schon der Umstand, daß sie zum Bau der geplanten Bahnlinie über Örkény und Dabas nach Steinbruch (Kőbánya) einen Beitrag von 50.000 Gulden angeboten haben. Die Generalversammlung faßte den Beschluß einstimmig, Niemand sprach ein Wort dagegen.

So wird die Puszta zum Dorfe.

Vor dreißig Jahren wurde eine der wildesten Gegenden des Landes nur von Rinderherden zerstampft, von Roßhirten und Schäfern bewohnt; heute legen ihre Bewohner 50.000 Gulden zusammen, um eine Eisenbahnverbindung mit der Hauptstadt zu erlangen.

Charakterzüge des Volkes.

Wir haben bereits erwähnt, wie sehr die Pester Ebene für die Niederlassung des Urmenschen geeignet war. Die sanft geneigten Halden des Eszrhát mit ihrem leicht zu bearbeitenden Boden, die Ufer der Donau und Theiß mit ihrer reichlichen Fischeahrung mochten von Anfang an große Anziehungskraft auf den Menschen ausüben, der die